



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Mainzer Fragment vom Weltgericht

Schröder, Edward

Mainz, 1904

A. Philologische Studien zum Text und zum Druck

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61103](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61103)

vorgelegen hat. Auch Herr Dr. Schwenke ist von Anfang an überzeugt gewesen und durch die weitere Untersuchung in der Anschauung bestärkt worden, daß hier wirklich das älteste bis jetzt bekannte Stück der Mainzer Typographie vorliegt.

Herrn Abteilungsdirektor Dr. Schwenke sowie den übrigen Mitarbeitern verfehlt der Vorstand nicht, an dieser Stelle namens der Gutenberg-Gesellschaft für ihre fördernde Mitwirkung wärmsten Dank auszusprechen. MAINZ, im Oktober 1904

DER VORSTAND DER GUTENBERG-GESELLSCHAFT

DER VORSITZENDE FÜR DEN LITERARISCHEN AUSSCHUSS
 OBERBÜRGERMEISTER DR. GASSNER PRÄLAT DR. FRIEDR. SCHNEIDER HCH. WALLAU

A. Philologische Studien zum Text und zum Druck

Meiner bescheidenen Beisteuer zur Würdigung des neuen Fundes schick ich einen diplomatischen Abdruck des Textes mit Absetzung der Verse und Einfügung der sicheren Ergänzungen voraus.

Vorderseite (a)		Rückseite (b)
1	leben	¹ [Da _z] er werde vō pine erlost.
Vn mußē do hien do got vrtel wil gebē		wer in dē h̄ymel- rich ist
Sie gene mit schreckē dohien		Der hat freude mit ihesu crist
Die got nye erkantē noch forchtē en		Der von dē h̄ymel her nidd' ist kōmen
⁵ Niemā mag sich v'bergē nicht		⁵ Vnd mentſchlich natuer hat an ſich gnōmē
Vor dē gotlichē angesteht		Vn an d' mentſcheit ist erſtorbē
Cristus wil do vrtel ſprechen		Vn mi[t] dem dode hat erworbē
Vn wil alle boſheit rechen		Dz wer do glaub[ē] hat an en
Die nie ge- dadē den willē ſin		Mynne vn zuu'ſiecht d' ſal zu ym.
¹⁰ Den wil er gebē ewige pin		¹⁰ wir ſollē gantē glaubē habē
Vn wil den gudē gebē		Da[_z] wir von ihesu crist horē ſagē
By ym freude vn ewig lebē		Vnd ſollen alle vnſ' werck vn ſyne
Sijt die werlt vn alle ding		Czu xpō kerē yn liebe vn yn m̄yne
Die in d' werlt geſchaffē ſint		Vn zu ym habē zuv' [ſiecht]
¹⁵ Czugene vn werdē auch zu nicht		
Als man wol		

Text und Inhalt
des Gedichtes

Ich bemerke zuvörderst, daß die Ergänzung der abgeschnittenen Buchstaben-
 teile (einschließlich der Nasalstriche), welche für die oberste erhaltene
 Druckzeile und in drei Fällen für den Innenrand der Rückseite nötig war,
 nirgends einem Zweifel unterliegen konnte. Ebenso sicher ist die Hinzufügung des
 [Da_z] resp. [D_z] vor b v. 1 und die Ergänzung zuv' | [ſiecht] am Schlusse des Blattes.
 Dagegen reichten begreiflicherweise die geringen Buchstabenreste, welche die Scheere
 am untern Rande noch sichtbar gelassen hat, auf keiner der beiden Seiten aus für einen
 einigermaßen zuverlässigen Vorschlag des Ersatzes.

Weiterhin hab ich mich wegen der Entschiedenheit zu rechtfertigen, mit der ich von
 vornherein, noch unbekannt mit den seither von Herrn Wallau ermittelten äußeren

Anhaltspunkten, aus dem Inhalt der Verse ihre Anordnung, d. h. also Vorder- und Rückseite des fragmentarischen Blattes, glaubte bestimmen zu dürfen.

Das Gedicht oder, zunächst vorsichtig ausgedrückt, der uns erhaltene Teil handelt vom Weltgericht, vom Schicksal der Gottlosen und der Frommen am jüngsten Tage. Eine feste Disposition ist in der Darstellung nicht erkennbar: wie ein Stümper im Versmachen ist der Verfasser auch von einer fahrigen Unordnung in der Aufreihung seiner Gedanken. a v. 1—10 handeln vom Richterspruch, der über die Gottlosen ergeht, mit a v. 11, 12 geht der Dichter zu den Frommen über, und dies Thema füllt in der Hauptsache die Verse der Rückseite von b v. 2 ab. Dazwischen aber ist die Darstellung mit a v. 13 ff. zum Weltuntergang abgeirrt und damit noch einmal auf die ewige Verdammnis der Gottlosen geführt worden: als Reimwort zu b v. 1 *erlost*: ist einzig und allein *trost* denkbar, und die ganze vorausgehende Zeile läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, dem Sinne nach fast mit Gewißheit, ergänzen derart, daß das Reimpaar lautet:

[Vnd sal des nymmer haben trost
Daz] er werde von pine erlost.

Das also ist das Schicksal des Sünders. Und nun wendet sich der Autor b v. 2 in scharfem Kontrast wieder zu den Frommen, die der Spruch des Weltenrichters ins Himmelreich eingehen ließ, um dann mit einer eindringenden Ermahnung zu schließen b v. 10 ff.: wir sollen zu Christus Glauben (v. 10, 11), Liebe (v. 12, 13), Hoffnung (v. 14) haben. Ohne das natürlich beweisen zu können, bin ich doch fest davon überzeugt, daß wir hier dem Schluß des Ganzen recht nahe sind; es sind ganz gewiß nur wenige Verse verloren gegangen, mindestens freilich drei, welche zwei Vollzeilen und den größten Teil einer dritten gebraucht haben würden. Für die Wahrscheinlichkeit, daß auf das zu ergänzende Reimpaar am Schlusse unserer Überlieferung noch ein weiteres, allerletztes folgte, kann ich freilich nur mein Gefühl sprechen lassen: die Aufforderung zu Glaube, Liebe und Hoffnung enthielt 3×2 Zeilen, es scheint mir natürlich, daß dann noch ein Verspaar folgte, welches den sichern Lohn dafür versprach. — Daß aber der Druck nicht etwa gar mit der Zeile, deren oberste Buchstabenteile die Scheere übrig gelassen hat, abschloß, das läßt sich beweisen: diese Reste nämlich ergeben soviel, daß das Reimwort auf *zuver[siecht]* hier nicht mehr Platz gefunden hat, es muß also den Anfang der übernächsten Zeile gebildet haben.

Wenn ich nun auch glaube — mehr kann ich zunächst nicht sagen —, daß auf der Rückseite unten nur drei Druckzeilen Umfang der Lücken. Zeilen-
zahl des Druckes fehlen, so ist damit nicht ohne weiteres gesagt, daß der Verlust auf der Vorderseite ebenfalls auf drei Zeilen zu beschränken sei: haben wir es in B mit dem Schlusse des Ganzen zu tun, so braucht dieser nicht mehr den ganzen verfügbaren Seitenrest ausgefüllt zu haben. Ich besitze also von hier aus kein Kriterium zur Beantwortung der Frage, ob oben oder unten mehr abgeschnitten worden ist.

Ebenso wenig vermag ich bei der ungeordneten Darstellungsweise des Dichters auf die Frage, wie viel etwa zwischen dem letzten Vers von a und dem ersten Vers von b ausgefallen sei, von mir aus eine brauchbare Antwort zu geben. Hier müssen technische Erwägungen und die vergleichende Betrachtung der übrigen Drucke gleicher Herkunft eintreten. Ich hatte anfangs mit einer Zeilenzahl von 27—28 gerechnet, Herr Wallau aber hat mir die Zahl 21—22 wahrscheinlicher gemacht: 22 Zeilen (einschließlich des Titels)

hat bei gleicher Satzbreite der Türkenkalender. Ich wähle diese letztere Zahl, da ich mit 21 bei meinen Versberechnungen nicht auskomme. Die Summe der oben und unten abgeschnittenen Zeilen des Drucks, also auch die Summe der zwischen a und b fehlenden, wäre demnach 11, genau soviel wie von der Seite erhalten ist. Es ergäbe das für die große Lücke in der Mitte, zwischen beiden Seiten, außer dem Schlusse der Verszeile a v. 16 und dem von mir durch Konjektur erschlossenen Vers vor b v. 1 noch den Raum für 12 Verse oder 6 Reimpaare: soviel also würde zwischen a und b einzuschalten sein.

Umfang des Gedichtes Eine weitere heikle Frage, die an den Philologen gerichtet werden kann, wäre die nach dem vermutlichen Umfang des Gedichtes. Ich kann darauf nur mit einem Eindruck antworten: ich glaube nicht, daß diese Reimerei der Abschluß einer größeren Dichtung ist, ja ich möchte am ehesten annehmen, daß das Ganze nur eben ein Blatt füllte. Damit aber würde auch ich zu dem Schlusse gedrängt, daß die Scheere das größere Stück, das ich für den Eingang fordern muß, von dem Blatte oben weggeschnitten hat, zumal ich für den Schluß ja mit wenigen Druckzeilen auskomme. Meine Beobachtungen und Folgerungen stimmen also mit dem überein, was Herr Wallau, nachdem die obigen Sätze bereits dem Druck übergeben waren, aus der Auffindung des Wasserzeichens scharfsinnig geschlossen hat, und ich würde nunmehr am liebsten annehmen, daß der Setzer den ihm zur Verfügung stehenden Raum bis in die letzte Zeile der Rückseite hinein auch wirklich gebraucht hat.

Ich hoffe das sicher Erschlossene von dem Wahrscheinlichen und dieses wieder von dem mir persönlich Plausibeln scharf genug auseinandergehalten zu haben, sodaß ich es wagen darf, meine Rekonstruktion hier einmal als Ganzes vorzuführen.

Rekonstruktion des Einblattdruckes Am wahrscheinlichsten ist mir also ein Einblattdruck von 22 Zeilen, der auf der Vorderseite ausgedruckt war, auf der Rückseite nur allenfalls einen kleinen Rest der letzten, 22. Zeile freiließ. Der Setzer hatte demnach eine zuverlässige Raumberechnung vorgenommen, als er dies Format und diese Zeilenzahl wählte.

Oben wurden 8, unten 3 Zeilen fortgeschnitten. Dieser Verlust raubte uns v. 1—10 der Dichtung gänzlich und v. 11 bis auf das Reimwort *leben*; erhalten sind dann v. 12—25 vollständig und der Anfang von v. 26 *Als man wol*, dessen Reimschluß (auf *nicht*) wohl ziemlich sicher die Verbalform *siecht* oder *gesiecht* bildete. Die große Lücke in der Mitte mit 3 plus 8 Druckzeilen enthält uns vor: den Schluß von v. 26, dann sechs Reimpaare, v. 27—38, einen ersten Reimvers mit dem unausweichlichen Schluß *trost*, v. 39, und das erste Wort [*Daz*] von v. 40. Erhalten sind dann wieder v. 40—53, wobei nur der — zweifellose — Schluß von v. 53 zu ergänzen bleibt. Am Schlusse fehlen eine zweite Reimzeile und ein allerletztes Reimpaar, v. 54—56. Also 56 Verse auf 44 Druckzeilen umfaßte das Ganze; davon sind uns ca. 28½ Verse auf 24 Druckzeilen erhalten.

Rechnen wir aber mit der Möglichkeit, daß die ersten Zeilen des Druckes durch einen Titel oder eher wohl durch eine Überschrift gefüllt wurden, so bliebe ein Gedicht von rund 50 Versen übrig.

Veranlassung des Druckes Nicht um seines literarischen Wertes willen, wie etwa 1461 Boners Fabelbuch durch Albrecht Pfister oder gar 1477 Parzival und Titirel durch Johann Mentelin, ist unser dürftiges Werkchen aus den reichen Schatzkammern der

deutschen Literatur hervorgeholt und der Ehre gewürdigt worden, als eines der ersten, womöglich als das erste deutsche Gedicht im Gewande des Buchdrucks zu erscheinen. Und da es anderseits auch keinerlei praktischen Wert hatte, wie Ciffojanus und Astronomisches Kalendarium, und kein aktuelles Interesse bot, wie der Türkenkalender, so müssen wir nach einem anderen Grunde suchen, der diese Bevorzugung erklärt. Ich bin am ersten geneigt, die Spekulation, welche Gutenberg oder einen seiner Genossen veranlaßte, diesen Einblattdruck für den Massenvertrieb herzustellen, mit einem Zeitpunkt und einem äußeren Anlaß in Verbindung zu bringen, der die Gedanken der Gläubigen besonders energisch auf das Jenseits, auf das Schicksal der Seelen nach dem Tode hinlenkte. Als solcher aber bietet sich für den, der die religiöse Literatur des ausgehenden Mittelalters und besonders das Predigtwesen durchmustert, in erster Linie die Quadragesimalzeit dar. Jahr für Jahr haben sich die Fastenprediger bemüht, den Ruf zur Einkehr und Buße immer eindringlicher zu gestalten: durch breit ausgeflossene Ausmalung der Schrecken wie der Freuden des Jenseits. Zu keiner Zeit waren die Kirchen so erfüllt von Andächtigen, und zu keiner Zeit öffneten sich Hand und Beutel so leicht für Opfer Spenden und andere Extraausgaben. Zur Fastenzeit also, vermut ich, hat man an den Türen der Mainzer Kirchen diesen Einblattdruck feilgehalten, dessen Text einer der Fastenprediger, der vielleicht daraus citierte, dem Drucker zur Verfügung gestellt haben mag: so konnte das Ganze zugleich als ein Andachtsblatt, als eine Erinnerung an die Predigt und den Prediger und als eine Probe der neuen Kunst erworben werden.

Wenn das kleine Phantasiestück, das ich hier geboten habe, Widerspruch weckt und eine plausiblere Erklärung hervorruft, so werd ich mit einem solchen Erfolg mehr zufrieden sein, als mit meinem eigenen Versuche, die Existenz dieses vorläufig ältesten deutschen Druckes zu verstehen.

Der einzige Wert des Gedichtes ist, wie ich schon andeutete, durch seine Verbindung mit dem jugendlichen Buchdruck gegeben; aber dieser neue Adel rechtfertigt es immerhin, daß man auch bei einer Reimerei, die man heute aus literarhistorischem Interesse kaum des Abdruckes würdigen möchte, nach dem Wann? und Wo? der Entstehung fragt. Und hiermit betret ich, wie ich ausdrücklich vorausschicken will, als Philologe wieder festen Boden.

Daß man das Gedicht nicht mit einem mehr oder weniger klingvollen Namen der altdeutschen Literaturgeschichte in Verbindung zu bringen habe, war mir nach der ersten Lektüre der Fragmente ohne weiteres klar. Das Gedicht ist unbekannt Aber auch bei weiterem Suchen hab ich, obwohl ich dafür die verschiedensten Gesichtspunkte aufstellte, keinerlei Anhalt gefunden, daß die Verse oder etwa andere Partien, die zu der gleichen Dichtung gehören könnten, jemals in neuerer Zeit zum Druck gelangt seien. Anderen, denen Prof. Velke die gleiche Frage stellte, ist es ebenso gegangen — und ich wundere mich nicht darüber. Eher ist wohl noch die Möglichkeit vorhanden, daß unser Druck selbst in der Inkunabelzeit oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts, über dessen Produktion an kleinen und kleinsten Druckwerken wir noch so wenig zuverlässig unterrichtet sind, eine Wiederholung erfahren hat. Und die Möglichkeit, daß das Ganze jetzt, wo die Aufmerksamkeit einmal darauf gerichtet ist, irgendwo handschriftlich auftaucht, soll natürlich am wenigsten bestritten werden.

Entstehungszeit und Ort des Gedichtes Lehen wir es ab, die kleine Dichtung ferner unter den Beständen unserer Literatur zu suchen, deren Kenntnis von den deutschen Philologen gefordert werden darf, so liegt natürlich die Frage nahe, ob es nicht etwa das Produkt eines Zeit- und Heimatsgenossen von Gutenberg, womöglich gar direkt für die Verbreitung durch den Buchdruck verfaßt sei: gerade durch den letzteren Umstand würde das Interesse an dem unscheinbaren Poëm wesentlich gesteigert werden, denn bekanntlich ist unter den Inkunabeln bis gegen 1470 hin bisher keiner bekannt, der ein Werk oder Werkchen der schönen Literatur in deutscher Sprache unmittelbar auf den Wunsch des Verfassers hin und direkt nach seinem Manuskript wiedergäbe. Aber ich muß alle diese Möglichkeiten verneinen: das Gedicht ist nicht die Arbeit eines Mainzers — wenn sich auch die Möglichkeit, daß es trotzdem in Mainz entstanden ist, nicht bestreiten läßt; es muß längere Zeit vor 1447, dem spätesten Erscheinungsjahr des Druckes, verfaßt und kann somit nicht von seinem Autor für den Druck bestimmt sein.

Als Kriterien, welche die Zeitbestimmung und die Umgrenzung der Heimat eines Dichtwerks ermöglichen, stehen dem Philologen in erster Linie die Reime, nach Dialektgehalt und Technik betrachtet, zu Gebote; weiterhin der Versbau und schließlich der Wortschatz. Bei dem geringen Umfang unserer Fragmente müssen wir auch die kleinsten Erscheinungen unter die Lupe nehmen und laufen dann leicht Gefahr, das Messer dieser Methode zu scharf zu schleifen. Ich will mich auch weiterhin bemühen, das Sichere von dem Wahrscheinlichen und Möglichen deutlich zu scheiden.

Es sind uns im Ganzen 13 Reimpaare vollständig überliefert; davon erscheinen 8 (*leben : geben, sprechen : rechen, sin : pin, geben : leben, ist : christ, kommen : genommen, erstorben : erworben, synne : mynne*) auch in der Wiedergabe des Druckes als vollkommen rein, 2 weitere werden es, sobald wir die selbstverständliche Ausgleichung der Orthographie vornehmen: *hin : in, nicht : angeficht*; es bleiben unbedingt unrein *ding : sint, in : im* (im Druck *en : ym*), *haben : sagen*, also 3. Um aber dem Dichter nicht Unrecht zu tun, muß ich hinzufügen, daß sich zwei weitere Reimpaare als rein herausstellen, die unvollständig überliefert, aber zweifelfrei zu ergänzen sind, nämlich a v. 15 f. *nicht : Als man wol . . . [geficht]* und b v. 1 *[trost] : erlost*, und daß es weiterhin keinem Zweifel unterliegt, welches Aussehen der Reim auf *zuver[siecht]* ganz am Schlusse gehabt habe: mag nun *nicht* oder *geriecht* dagestanden haben, jedenfalls war es ein reiner Reim. Dann kämen auf 13 überlieferte plus 3 sicher erschlossene Reimpaare drei unreine, also nicht ganz 19%; immerhin eine stattliche Zahl, deren Gewicht dadurch verstärkt wird, daß es lauter absolut unreine Reime sind, d. h. solche, denen kein mundartlicher Erklärungs- und Entschuldigungsgrund zur Seite steht. Schon damit ist so gut wie erwiesen, daß das Gedicht nicht der Zeit der Blüte und des künstlerischen Epigontums der mhd. Literatur angehört haben kann: für die Periode von 1180—1350 ist es so gut wie undenkbar. Bloß von der technischen Seite her betrachtet könnten die Reime *ding : sint* und *haben : sagen* sowohl vor wie nach diesem Zeitabschnitt gehören, in die Zeit des Aufstiegs wie in die des Verfalls; der Reim *in : im* aber ist, zumal in einem mitteldeutschen Gedicht wie diesem, wo die zweite Form eigentlich zweifelbig sein sollte, nur in der späteren Zeit denkbar. Unter den reinen Reimen verbietet die apokopierte Form *angefiecht (: nicht)* für *angefiechte* unbedingt die frühe Ansetzung.

Auf die Zeit nach 1350 weist nun auch ganz entschieden der Versbau, der die deutlichen Spuren der Verrohung trägt. Von einem Unterschied der Verse mit klingendem (3hebig) und stumpfem Ausgang (4hebig) ist keine Rede mehr, alle Verse haben gleichmäßig vier Hebungen, und überfüllte Takte (zweifilbige Senkungen) sind dem Dichter etwas ganz Selbstverständliches. Verse wie

Vnd müßen do hien do got úrtel wil gében

Vnd méntschlich natúer hat án sich gnómmen

Czu crísto kéren yn liebe vnd yn mynne

sind sog. ‚Knittelverse‘, die, wie man sich auch sonst zu ihnen stellen mag, jedenfalls erst in der Zeit des offenkundigen Verfalls der alten Kunstpoesie möglich werden.

Durchaus stümperhaft ist auch die Reimkunst des Verfassers: denn weit schlimmer als die Unreinheit ist die Armut seiner Reime. Unter 16 Reimpaaren, die uns erhalten oder sicher erschließbar sind, konstatieren wir nur 12 verschiedene Reimklänge: das *leben: geben* des Eingangs wiederholt sich als *geben: leben* nach wenigen Versen; der Ausgang *-icht* kommt dreimal vor, zweimal ist *nicht* als eines der Reimwörter überliefert, ein drittes Mal möglich oder wahrscheinlich; zweimal steht das Pronomen *in* (*Dr. en*) im Reime — und dazu ist es a v. 4 noch durch eine verrenkte Wortstellung an diesen Platz gebracht worden.

Es kann nach alledem keinem Zweifel unterliegen, daß die Verse geraume Zeit nach 1350 entstanden und obendrein die Arbeit eines literarisch ungeübten Dilettanten sind. Vom Standpunkt der Vers- und Reimtechnik würde kaum etwas im Wege stehen, das Werkchen der Zeit zuzuweisen, in der es gedruckt ist. Was dagegen spricht, sind kleine Erscheinungen des Wortschatzes. Die Dreiheit „Glaube, Liebe, Hoffnung“ heißt bei dem Verfasser auf der Rückseite des Blattes zweimal *glaube, mynne, zuversiecht* (b v. 8, 9 und v. 10, 13, 14), und das zweite Mal ist erläuternd, vielleicht von einem Abschreiber — oder gar erst vom Drucker? — gesetzt *yn liebe vnd yn mynne* (für *yn rechter* oder *warer mynne*?). Nun hat sich zwar der edle Gebrauch von *minne* in gewissen formelhaften Wendungen noch bis in Gutenbergs Zeit und länger erhalten, aber außerhalb solcher war das Wort schwerlich mehr irgendwie lebendig: in den Handschriften ist es vielfach geradezu als anstößig ausradiert, weit häufiger aber durch *liebe* ersetzt worden, wie denn z. B. der doch am Sprachgebrauch der Mystik geschulte Verfasser der „Theologia deutsch“, der „Frankfurter“, bereits weit vorherrschend *liebe* braucht (Anz. f. dtsh. Alt. XXVI 331). Daß ein Mainzer Autor um 1445 noch *minne* für edle Liebe, Gottesliebe in seinem lebendigen Wortschatz gehabt habe, halt ich für so gut wie ausgeschlossen. Weniger sicher bin ich in Bezug auf das Wort für „Hoffnung“, das in unserer Fragmente *zuversiecht* (in einem mit Sicherheit erschlossenen Vers vor b v. 1 auch einmal *troft*) lautet; *hoffenunge* ist von Mitteldeutschland aus (wo es bei den heftigen Dichtern des 13. Jahrh. schon ganz geläufig ist) in die gemeindeutsche Schrift- und Umgangssprache eingedrungen, gefördert vor allem durch Luther; in den mir eben zugänglichen Mainzer Quellen des 15. Jahrh. (Hegels Chroniken der Deutschen Städte Bd. XVII und XVIII, Liliencrons Histor. Volkslieder Nr. 63—65) hab ich zwar das Substantivum nicht gefunden, die verbale Formel aber lautet immer *wir hoffen und getruwen* (z. B. D. St. Chr. XVII 227, 31. 235, 22. 236, 28. 238, 39) — nicht etwa *wir gedingen, wir versehen uns* oder ähnlich —, was immerhin auf *hoffenunge* für „[spes]“ hinweist.

Die Ansetzung „Mainz um 1445“ für das Gedicht erscheint ferner noch aus folgender Erwägung heraus bedenklich. Nach einem vorübergehenden Verfall der Reimtechnik hat sich im 15. Jahrh. die Reinheit des Reims, vielleicht unter dem Einfluß des erstarkenden Meistergesangs, wieder gehoben. Mainz gilt als eine der frühesten Heimstätten der meisterfingerrischen Kunst, und Gutenbergs Landsleute legen für diesen Respekt vor dem Reim gutes Zeugnis ab. Wir besitzen aus der Zeit der Mainzer innern Kämpfe vier Gedichte, von denen drei aus den Jahren 1429/30 bei Liliencron Nr. 63—65 gedruckt sind (vgl. dazu Wyß in den Forschungen zur Deutschen Geschichte XXV 99—112); das vierte, ein Spottgedicht auf den Klub des (auch aus Gutenbergs Lebensgeschichte bekannten) Dr. Humery, steht bei Hegel XVII 315—320. In dreien davon, die zusammen 1084 Verse umfassen (Liliencron Nr. 63: 674 vv.; Nr. 64: 252 vv.; Hegel 158 vv.) findet sich auch nicht ein einziger konsonantisch unreiner Reim, ja, wenn wir die dialektisch zulässigen Formen überall einsetzen, bleibt kaum noch eine vokalische Inkongruenz übrig! Nur in dem elenden Stück Liliencron Nr. 65, das auch nach seinem Versbau ungewöhnlich tief steht, kommen bei 59 Versen zwei konsonantisch unreine Reime vor: v. 5 f. *widerfart* : *scharp*, v. 36 f. *dag* : *stat*.

Aber freilich, ich habe ja selbst hervorgehoben, daß der Dichter nicht nur einer Zeit des Verfalls angehört, sondern obendrein ein Reimschmied ohne höhere literarische Kultur ist, und so muß ich auch zugestehen, daß wir die letzten Erwägungen nur eben zur Verstärkung anderer Momente brauchen können.

Etwas Dialektisches, aus dem sich etwa die Heimat des Gedichtes ermitteln ließe, erhalten, wie schon angedeutet, die 13 resp. 16 Reimpaare, mit denen wir zu rechnen haben, nicht, nur gegen eine frühe Zeitansetzung durften wir *im* : und *angefiecht* : ohne weiteres verwerten. Die Abwesenheit ausgesprochen oberdeutscher Erscheinungen in Reimen und Wortschatz spricht indirekt für Mitteldeutschland, ohne einen näheren Schluß zuzulassen. Gegen Mainz als Heimat des Autors aber läßt sich die folgende Beobachtung unbedenklich ins Feld führen. Zweimal steht *nicht* mit dieser schriftdeutschen Form im Reim, und ein drittes Mal, am Schlusse des Fragmentes, ist es wahrscheinlich oder doch möglich. Nun entbehrt die mainzische Form, vielleicht schon seit dem 12. Jahrh., des *h* resp. *ch*: die Mainzer Quellen des 15. Jahrh. schreiben fast ausschließlich *nit*, und von den oben angeführten Gedichten haben drei, nämlich Liliencron Nr. 64, 65 und das Spottgedicht auf die Humerysche Gesellschaft, in zusammen 470 Versen kein Reimbeispiel, obwohl das Negationsadverb selbstverständlich oft genug vorkommt und Reime auf *-icht* immer bequem sind, sobald man nur die Form *nicht* zur Verfügung hat. Liliencron Nr. 63 freilich verwendet neben der einheimischen Form *nit* : *beschiet* v. 390, : *riet* v. 555 auch *nicht* im Reime: v. 127, 181, 339, 507, 551; aber zum ersten Male doch eben erst in v. 127 und dann weiterhin offenbar als eine sprachliche Form, die aus der oberdeutschen Reimtradition übernommen ist. Wenn dagegen in einem Fragment von 13 (16) Reimpaaren 2 (3) mit *nicht* vorkommen, so ist es so gut wie ausgeschlossen, daß der Verfasser, den wir ohnedies als einen Mann von niedriger literarischer Bildung bezeichnet haben, ein Mainzer war. — Auch das bereits gegen eine frühe Ansetzung verwertete einsilbige *im* im Reim auf *in* läßt sich gegen Mainz anführen: ich habe in den D. St. Chr. XVII immer nur *ieme* getroffen

(z. B. 234, 29. 235, 34, 239, 28), und es ist höchst unwahrscheinlich, daß man da, wo noch die Orthographie an der Zweifelsbigkeit festhielt, einen Unreim *in:ime* wagen durfte.

Wir haben also mit Sicherheit festgestellt, daß es sich um ein Gedicht aus der Zeit nach 1350 handelt. Andererseits halten uns gewisse Erscheinungen des Wortschatzes davon ab, das Werkchen zu dicht an die Zeit Gutenbergs heranzurücken: eine Datierung „um 1400“ dürfte sich nicht nur der Vorsicht halber empfehlen, sondern auch wirklich dem Richtigen am ehesten nahekommen. Den Verfasser als Mainzer zu bezeichnen, mußten wir Bedenken tragen, dürfen aber seine Heimat und die der Handschrift immerhin in den mittelhheinischen Landen und nicht allzuweit von Mainz suchen. Das Original war diese handschriftliche Vorlage des Druckes gewiß nicht: ihm sind Entstellungen des reinen Reimes wie *hien:en* oder auch *en:ym* nicht zuzutrauen.

Wir haben lange genug von der Dichtung gesprochen, es wird Zeit zum Druck zurückzukehren. Es ist wenig in der Orthographie, was unbedingt über Mainz hinausweise: speziell nichts Elsäffisches, wie ich es im Centralbl. f. Bibliothekswesen XIX 446, und nichts Ostfränkisches (Bambergisches), wie ich es ebenda S. 448 kurz charakterisiert habe. Allerdings ist der Setzer seiner handschriftlichen Vorlage durchaus gefolgt, auch in ihren Inkonssequenzen und auch da, wo sie der Mainzer orthographischen Gepflogenheit widersprach. Von der Präzision und Sauberkeit des Astronomischen Kalenders ist hier ebensowenig die Rede, wie beim Türkenkalender und Cifojanus. Gutenbergs Auge hat die Herstellung sicher nicht überwacht, das Gefühl, ihm persönlich näher zu kommen, das man beim Studium des Astronomischen Kalenders wie bei dem der 42zeiligen Bibel gewinnt — hier stellt es sich nicht ein.

Im Großen und Ganzen ist das orthographische Bild des Druckes und somit seiner Vorlage nicht nennenswert verschieden von dem, welches die gleichzeitigen Mainzer Handschriften und Urkunden bieten. Aus dem Vokalismus ist für diese Übereinstimmung charakteristisch *ie* für *i* in geschlossener Silbe: 1) in *hien* a v. 2, 3, vgl. das stehende *ien* D. St. Chr. XVII 233, 33. 234, 21. 235, 20, 32; — 2) vor *cht* in *angesiecht* a v. 6, *zuversiecht* b v. 9, vgl. aus D. St. Chr. XVII *uszurichten* 240, 27; *riechten* 249, 24; *geriechte* 261, 25. — Die Schwächung des nachtonigen *ei* zu *e* in *vrtel* a v. 2, 7 hat ihre Entsprechung in *vortel* a. a. O. 244, 31; *furtel* 247, 15. — Einen hellen „Nachschlagsvokal“ hat nur *natuer* b v. 5, und hier wird er wohl eher dem *r* verdankt, in *boßheit*, *dode*, *gedaden* und dem mehrfachen *hat* fehlt er; aber in diesem Punkte war auch der Mainzer Brauch sehr ungleichmäßig: es gibt Parteen bei Hegel, wo der Nachschlagsvokal völlig zurücktritt, und was die Gutenbergischen Drucke angeht, so hab ich im Centralbl. f. Bibliothekswesen XIX 443 hervorgehoben, daß nur der Cifojanus mit dieser orthographischen Eigenheit auffällt. — Im Konsonantismus ist die Verteilung von *d* und *t*: *gedaden*, *dode*, *guden* — *vrtel*, *erkanten* genau so wie wir es in Mainz gewohnt sind.

Es bleiben aber doch ein paar auffällige Erscheinungen übrig. Zunächst das wiederholte *werlt* A. v. 13, 14; in Mainz schrieb man im 14. und 15. Jahrh. allgemein *wernt*, *wernd*, mit einer Lautdissimilation, die aus dem Adjektivum *wertlich* stammt: vgl. Lil. Nr. 64, 2. Nr. 65, 58; D. St. Chr. XVII 144, 7. 213, 35 und weitere Belege aus Mainz, Worms, Frankfurt bei Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik (2. Aufl.) § 218. Die altertümlich

aussehende Form *werlt* (die sich z. B. in der nördlichen Wetterau ziemlich lange gehalten hat) kommt auch im Türkenkalender vor (*wertlich* S. 2), dessen Abfassung und Handschrift aber gleichfalls über Mainz hinausweist. — Abweichend vom Mainzer Brauch ist ferner die Schreibung der Pronominalformen *en* (statt *ien*) a v. 4, b v. 8, um so auffälliger, als sie beidemale das Reimbild stört, und *ym* (statt *ieme*) a v. 12, b v. 9, 14. — Und völlig ratlos stehe ich der Gestalt der 3. Persf. Plur. Ind. Präf. *Sie gene* a v. 3 und *Czugene* a v. 15 gegenüber. In Mainz schrieb man damals — wohl entgegen der Aussprache? — noch die alten mhd. Formen mit auslautendem *-nt*, vgl. das konstante *hant* („habent“) bei Liliencron Nr. 64, 131, 137, 164, 172 usw.; *lerent*, *horent* D. St. Chr. XVII 182, 12; erst vereinzelt kommen die an das Präteritum resp. die 1 P. Plur. angeglichenen Formen ohne *-t* auf: *gesteen* D. St. Chr. XVII 238, 29; *haben* und *han* 231, 2, 4. Solche Wortbilder wie die obigen entsprechen eigentlich dem flektierten Infinitiv (dem sog. Gerundium), vgl. zu *verstene* D. St. Chr. XVII 238, 21 und *aftergene* 226, 9. Ich habe für diese Formen keine Erklärung, sie werden ein lokal beschränkter Brauch sein, der meiner Beobachtung entgangen ist; jedenfalls widerstrebt es mir, sie direkt als Verlesungen des Setzers aus *gent* und *Czugent* anzusehen. Immerhin dienen sie dazu, zwei Beobachtungen zu bestätigen, die wir schon oben festgelegt haben: sie fallen aus dem Mainzer Brauch heraus und sind eben in ihrer Isolierung ein neuer Beweis dagegen, daß Gutenberg selbst diesen Druck überwacht hat: er hätte solche auffälligen Singularitäten keinesfalls durchgehen lassen.

GÖTTINGEN

EDWARD SCHRÖDER

B. Typographische und zeitliche Stellung

Der neu gefundene, mit der ältesten Gutenbergtype hergestellte Druck muß in die Jahre 1444 bis 1447 fallen. Wie schon aus der Versalie A (a 11) mit der weiten Öffnung an der Spitze zu ersehen ist, kommt die letzte Entwicklungsstufe der Type, die durch den 36zeiligen Bibeldruck eingeleitet wird, als Entstehungszeit für den Druck nicht in Betracht. Ebenso wenig aber kann der Fund den durch die sogenannte Kalendertype charakterisierten Drucken angereicht werden. Das der Type des Pariser Donat eigentüm-



alte neue
t-Type
(vergrößert)

liche t, dessen Längsstrich oben links nicht bis zum Querstrich abgescrängt ist, sondern etwas darüber hinausragt, ist auch in dem neuen Druck vorhanden und wird gegenüber dem oben links bis zum Querstrich abgescrängten t, das a 2 *mit*, a 4 *nicht* und a 5 *vtel* nur zweimal in der Haupt- und einmal in der Nebenform vorkommt, ebenso wie im Pariser Donat ganz vorherrschend gebraucht. Da schon die Kalendertype diese Type nicht mehr aufweist, ergibt sich aus ihrem Vorhandensein mit Notwendigkeit, daß der Druck vor den Astronomischen Kalender, also vor Ende 1447, anzusetzen ist. Schon der Fundort erweist ihn aber als ein Erzeugnis der Mainzer Presse, sodaß, wie die obere, auch die untere, oben angegebene Zeitgrenze feststeht. Die in dreifacher Vergrößerung beigelegten Typenzeichnungen wollen zunächst nur der leichteren Auffassung dienen, ohne eine unbedingt richtige Darstellung zu bieten. Für alle genauen Prüfungen sei daher auf die phototypischen Abbildungen in wirklicher Größe verwiesen.